

Du bist am stärksten,
wenn du da durchhältst,
wo andere (sich) längst aufgeben würden.

Svenja Liesch

Alles über(s) Leben

Wie ich alles verlieren musste,
um neu anzufangen



© Svenja Liesch 2024
Website: svenja@liesch.de

Lektorat, Coverdesign, Satz und Layout: Kerstin Rauch,
<https://kerstinrauch.de>

ISBN: 978-3-384-38754-7

Druck und Distribution im Auftrag der Autorin:
tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg,
Deutschland

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Für die Inhalte ist die Autorin verantwortlich. Jede Verwertung ist
ohne ihre Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbrei-
tung erfolgen im Auftrag der Autorin, zu erreichen unter: tredition
GmbH, Abteilung "Impressumservice", Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926
Ahrensburg, Deutschland.

Für meine Kinder



Vorwort

Es hätte alles so schön werden können.
Aber es endete in einer einzigen Tragödie.
Und war gleichzeitig der neue Anfang, den ich sonst
wohl nie gewagt hätte.

Zu Beginn möchte ich mich entschuldigen. Bei meinem Ehemann. Für die harten Worte, die ich in diesem Buch wähle. Für all die Wut, die aus mir heraus spricht, die Verzweiflung, die Hin- und Aufgabe unserer selbst. Für das, was geschehen ist, und für die Wege, die daraus entstanden sind. Ich möchte sagen, dass niemand schuld ist an all dem. Allerhöchstens wir selbst. Wir selbst füreinander.

Dieses Buch erzählt jedoch auch die authentische Geschichte, wie ich Gefangene eines widersprüchlichen Rechtssystems wurde. Es soll den Kampf um meine Menschenrechte und mein Recht auf Familie dokumentieren. Es berichtet über das Versagen des Staates, der Rechtsmedizin und mein verlorenes Vertrauen ins Jugendamt. Und gleichzeitig soll es allen Menschen Mut machen, die sich in einer ähnlichen Lage befinden wie ich. Ich zeige Eltern mit Behinderung einen Weg auf, wie es durch Assistenz gelingen kann, gemeinsam mit ihren Kindern zu leben.



Dieses Buch ist die Dokumentation der Begebenheiten, die sich hinter den Kulissen zugetragen haben. Sie beinhaltet meinen tiefen Wunsch nach Versöhnung mit dem Leben. Versöhnung mit der Familie, den Freunden und all den Erinnerungen, die ich hier noch einmal porträtiere.

Ich schreibe diese Geschichte vor allem für meine Kinder, damit sie später, wenn sie alt genug sind und ich ihre Fragen vielleicht nicht mehr beantworten kann, alles nachlesen können. Damit sie wissen, wie sehr ich für unser Zusammensein gekämpft habe.

Ich schreibe diese Geschichte auch für all jene auf, die uns das angetan haben. Scheinbar war ihnen nicht bewusst, welche heftigen Auswirkungen ihre Entscheidungen auf unsere Familie hatten.

Und ich schreibe diese Geschichte für mich selbst, um endlich fühlen zu können. Im Auge des Sturms fehlte mir oft die Gelegenheit, all das zu fühlen, was da war. Nun gehe ich noch mal an die Orte zurück, wo alles stattfand. Auf diese Weise wird das Schreiben meines Buches eine Therapie für mich selbst.

Zum Schutz meiner Familie habe ich in diesem Buch keine Namen und Orte benannt.



Allen Dank denen, die mich in der schwersten Zeit meines Lebens unterstützt haben. Und auch denen, die es versucht haben und daran gescheitert sind.

Verflochtene Äste

Der Vater meiner Kinder war siebenunddreißig, als wir uns kennenlernten. Ich war neunzehn und hatte doch keine Ahnung von Luft und Liebe. Keine Ahnung vom Leben und Sterben. Als er plötzlich mit dieser gelben, am Fuße abgeschnittenen Sonnenblume auf meiner Geburtstagsparty stand und mir liebäugelte.

Wir sind relativ schnell zusammengezogen und es war weiß Gott alles andere als einfach für unser Umfeld, das zu akzeptieren. Uns miteinander zu akzeptieren. Ein siebenunddreißigjähriger, kurzhaariger Rotblond mit einer neunzehnjährigen glatzköpfigen Autistin, die doch sowieso nicht normal schien. Die bisher in zweifelhaften Wohnheimen gelebt hatte, seltsam dreinblickte und scheinbar wirre Dinge redete, wenn die Familien aufeinandertrafen. Eine offensichtlich komische Beziehung, die uns vor viele Herausforderungen stellte: Die Schranken meines Autismus zu öffnen. Uns aneinander heranzulassen. Damit wir uns berühren konnten. Dass Dinge in meiner Welt überhaupt verrückt werden durften. Hatte ich doch immer pünktlich um 12 Uhr Tütensuppe gegessen und wehe, jemand änderte diesen Plan.

Kein Wunder, dass sich das Umfeld Sorgen machte. Wir sollten aneinander keinen Schaden nehmen. Waren wir



als Paar überhaupt in der Lage, ein normales Familienleben zu führen?

Doch uns beiden war von Anfang an klar, dass wir diesen Weg genauso gewählt und uns bewusst für einander entschieden haben. Wir sind miteinander durch alle Höhen und Tiefen unserer gegenseitigen Begegnung gegangen, um für einander und gegeneinander zu wachsen. Zu gedeihen. Zu sprießen. Davon- und hinterherzulaufen. Wir waren wie zwei ineinander verschlungene Bäume, die sich gegenseitig hielten. Sich von- und miteinander nährten, wuchsen, stärkten, liebten. Schließlich heirateten wir und bekamen eine wundervolle Tochter. Wir bauten uns ein gemeinsames Leben auf.

Aber wir hatten auch diese verflochtenen Äste, die sich gegenseitig in den Schatten warfen. Dunkle Schatten. Hässliche Schatten. Harte, verletzende und blutende Schatten. Seit heute, aus dem inneren Auge des Sturms, ist mir ein klareres Licht aufgegangen! Ich bin dankbar, das Erlebte reflektieren zu können. Dankbar für alles, was ich erlebt habe in dieser Zeit. Auch wenn ich hunderte - nein tausende - Tode gestorben bin. Ich habe heute keine Angst mehr. Vor gar nichts und niemandem. Das Leben ist und es bleibt schön.

Essen wir doch zuerst den Nachtisch.



Gemeinsam in einem Boot

Ich weiß nicht einmal, warum er trank.

Manchmal trank er kein einziges Mal in einem halben Jahr. Und dann wiederum, besoff er - der Mann, mit dem ich 12 Jahre meines Lebens teilte, der Mann, mit dem ich drei Kinder in die Welt setzte - besoff sich manchmal so hemmungslos, dass er absolut neben sich stand und nicht mal mehr die Scheu davor hatte, seinem todkranken Vater im Rausch vors Bett zu kotzen. Der Fluch unserer toxischen Ehe begann auf dem Meer. Nach fünf gemeinsamen Jahren erwarteten wir ein zweites Kind. Ich war gerade im vierten Monat schwanger, da buchte ich uns eine Kreuzfahrt auf der AIDA. Wir liebten es, gemeinsam zu verreisen. Diese Reisen schufen uns kostbare Zeitfenster fern vom Alltag, in denen wir einfach mal die Seele baumeln lassen konnten. Und die Gelegenheit, um uns ganz und gar auf uns zu konzentrieren.

Ich erinnere mich noch genau an den Augenblick, als wir Ende Oktober 2018 aus dem Hafen von Mallorca fuhren. Im Hintergrund summten die Schiffslautsprecher Enya mit dem Lied „Sail Away“. Alles war so berührend, nah und echt, dass mir die Tränen kamen.



Wir standen Arm in Arm, gemeinsam mit den anderen Passagieren, an der Reling des Schiffes und fuhren in den rostfarbenen Horizont hinein.

Es war einer dieser Glücksmomente: Mein Mann, meine Tochter, ich und dieser Junge in meinem Bauch, dieses Schiff und vor uns die Weite des Ozeans. Die Unendlichkeit unentdeckter Möglichkeiten und Orte. Die Tatsache, dass wir uns dazu entschieden hatten, gemeinsam in einem Boot zu sitzen und miteinander zu verreisen, komme was wolle. Für mich einer dieser Titanic Momente. Das Wasser schimmerte golden in der untergehenden Sonne und wir hielten uns so fest im Arm wie schon so lange nicht mehr, als die Wellen seicht an den Bug schlugen.

Nein. Ich verbot ihm diesmal nicht das Trinken. Er sollte mir beweisen, dass der Spuk mit seiner elendigen Alkoholsucht, die ihn seit einigen Jahren begleitete, ein für alle Mal beendet war. Dass er nun frei leben und entscheiden könne, ob er ein Glas Wein genießen wolle oder sich vollends betrinken würde. Das hatte er mir versprochen. Ein oder ein paar hundert Mal zumindest.

Er tat letzteres jedoch schon am vierten Abend.

Bereits als unsere Tochter neu geboren war, fand ich manchmal einige leere Wodkaflaschen im Kinderwagen. Ich habe es verdammt, wenn er nach einem Spaziergang mit der Kleinen volltrunken nach Hause kam. Dann rastete ich aus und schmiss ihn aus der Wohnung. Oft schlug ich ihn dann, riss und rüttelte voller Verzweiflung an seinem Kopf – in dem Glauben, ihn endlich zur Vernunft zu bringen. Am Ende habe ich

ihn umgebracht. Das zumindest ist der letzte Schuldstempel, den ich ganz bewusst mit mir umhertragen will bis heute.

Damit ich mich immer daran erinnere, niemals wieder jemandem Gewalt anzutun.

Das Erschreckendste an all dem war jedoch, dass er nicht einmal wie ein klassischer Trinker aussah. Er war stets gut gekleidet. Seine Haut war rein und seine Haare frisiert. Manchmal trug er ein braunes Sakko über seinem weißen Kragenhemd. Niemand hätte von außen ahnen können, dass er ein Gelegenheitstrinker war, der die Gelegenheiten leider so auswählte, dass er sich selbst und auch seine Familie damit quälte und letztlich sogar auseinanderriss.

Auch an diesem Abend auf dem Schiff hatte mein Ehemann zwei, drei Flaschen Wein geleert und ich hielt ihn stützend am Ellenbogen, damit er nicht fiel. So schwankten wir auf Deck 8, wo unsere vierjährige Tochter sich gerade einer Gruppe von umherstehenden Kindern anschloss. Die Kinder redeten aufgereggt über die morgige Ankunft in Barcelona und dass sie das Schiff dort gerne verlassen würden.

„Wie wollt ihr überhaupt nach Hause kommen?“, rülpste mein Mann in seinem Suff, „Flugzeuge können auch abstürzen...“

„Hey! Hör auf damit!“ schrie ich ihn an. „Du verängstigst ja diese Kinder, verdammt. Es tut mir leid, entschuldigt uns...“, beschwichtigte ich die Kinder und riss ihn zur Seite. Ich brachte ihn schweigend in die Kabine, wo er sich auf das Bett warf und in seinen

besoffenen Bart grummelte. Das war zu viel für mich. Und ich brauchte Zeit. Zeit, um zu überlegen. Über dieses Leben, das ich mit ihm führte. Wieso - Herrgott - musste der Alkohol unbedingt in unserer Familie eine solche Rolle spielen? Warum konnten wir nicht einfach eine stinknormale Familie sein? Ohne Chaos und Gewalt! Ohne all die Lügen und das ständige Überwachen unserer selbst?!

Nachdem ich meine Tochter ins Bett gebracht hatte, ging ich also auf Deck 10 und feierte an diesem Abend die Trennung meiner Ehe. Die Trennung von meinem Ehe-Mann. Von dem Vater meiner zwei Kinder, von unserem Leben zu viert und der Vorstellung unserer gemeinsamen Zukunft.

Ich tanzte die ganze Nacht, ich tanzte um mein Leben. Die Kopfhörer der Silent Disco brüllten in meine Ohren und ich knutschte betrunken mit irgendeinem fremden Dirk herum. Ich war mir sicher, dass ich dieses alte Leben so nicht mehr weiterleben wollte. Mein Mann war mir peinlich. Ich war mir peinlich. Nein, wir waren nicht nur peinlich, wir waren toxisch.

Die Bilderbuchfamilie

Wenn er nicht trank, war er ein fürsorglicher Vater und ein liebevoller Ehemann. Dann waren wir eine Bilderbuchfamilie.

Am nächsten Morgen versprach er mir hoch und heilig - wie jedes Mal - dass er sich bessern würde. Und ich, ich wollte ihm glauben, auch wenn ich es in meinem Inneren besser wusste. Ich wollte sie so sehr, diese Bilderbuchfamilie, dass ich alles andere verdrängte.

Das Jahr 2019 verging wie im Flug. Vor uns der Alltag und neben uns tanzten mittlerweile zwei wundervolle kleine Kinder. Wir vier. Hand in Hand, Freude strahlend über die Wiesen hüpfend. „Noch mal, Papa!“, rief die Kleine, und Papa rannte und sprang in die Höhe. In seiner Hand hielt er die lange Schnur eines bunt gefärbten, selbst gebastelten Drachens, der sich im Wind wälzte. Ich stand vor dem Kinderwagen, den kleinen Baby-Bruder vor meinen Bauch gebunden, und fotografierte all die schönen Bilderbuch-Momente. Und abends bewarfen wir uns mit Pfannkuchenteig in unserer gemütlichen Altbauwohnung in Berlin Prenzlauer Berg. Manchmal kamen mir die Tränen vor Freude. Nichts und niemand hätte uns jemals entzweien können. Wir waren doch glücklich, oder?

Die dunkle Seite

Ich kannte ihn. Dachte ich. Seine Geheimnisse und Gedanken, die in seinem Kopf herumschwirrten. Auch seine dunklen Seiten. Vor mehreren Jahren hatte er mir von all dem Leid in seiner Kindheit erzählt. Von all dem Schmerz, den er als kleiner Junge aushalten musste, wenn sein Onkel ihn immer und immer wieder an seinen Genitalien berührte. Seine Mutter - sagte er einmal - wusste, was ihr Bruder seinem Neffen antat. Aber sie schwieg. Und ließ ihren Sohn allein mit diesen schrecklichen Erlebnissen.

Als er damals seine Geschichte mit mir teilte, brach sein Panzer. Und er weinte so bitterlich und voller Schmerz, als er sich mir öffnete. Es tat weh. Tat so weh, seinen Erzählungen zuzuhören. Ich hielt seine Hand und fragte ihn, ob er dieses Trauma aufarbeiten möchte. Ob er bereit wäre, sich der dunkelsten Seite seiner Vergangenheit zu stellen. Aber er zog seine Hand zurück und verschloss sich wieder. Verschloss sich so sehr, dass ich ihn nie wieder danach fragen konnte. Und es fand seinen verstaubten Platz in meinem Kopf.



Irgendwann dann Ende Juni 2019 kam der Moment. Ich saß abends am PC meines Mannes und wollte etwas auf

Ebay verkaufen. Ich suchte in der digitalen Bibliothek seines Computers nach den Fotos, die ich auf die Plattform hochladen wollte. Die Sonne war längst untergegangen, da fand ich plötzlich diese Bilder. Von kleinen Kindern mit nacktem Oberkörper.

„Was?“ Meine Augen konnten nicht glauben, was sie dort sahen.

Sofort stand ich auf und lief mit dem Laptop in der Hand zu ihm ins Badezimmer. Ich stellte ihn zwischen Badewanne und Zimmertür zur Rede. Mein Mund sprach hastig: „Sag mal, was ist das?“ Ich zeigte ihm den Bildschirm. „Du hast Kinderporno Bilder auf dem Computer?!“ Er drehte sich leicht zur Seite, begann zu stottern, rang hilflos nach Worten, riss mir ohne Vorwarnung den Laptop aus der Hand und rannte aus der Wohnung heraus. Ich konnte gar nicht glauben, was hier passierte. Was sollte ich jetzt tun?

„Der wird das löschen! Dieser Scheißkerl wird das löschen!“, völlig aufgeregt rannte ich hinterher. Ich hatte Angst um unsere Fünfjährige und ihren drei Monate alten Bruder. Ich drehte mich zu meinen Kindern um, rief meiner Tochter zu, dass sie kurz auf ihren kleinen Bruder aufpassen müsse. Ich hatte Angst vor diesem Moment, aber ich hatte keine andere Wahl, als die Wahrheit herauszufinden. Die Wahrheit über das, was ich nicht wusste. Kann es denn wahr sein, dass dieser Mensch, in den ich all mein Vertrauen gesetzt hatte, sexuelle Neigungen zu Kindern hatte? Vielleicht sogar zu UNSEREN Kindern? Ich rannte ihm barfuß hinterher. Im Regen durch die kalte Nacht von Berlin.

Bis ich ihn einholte. Und Luft schnaubend, durch den Park schreiend, an ihm zerrte. Ich weinte und versuchte verzweifelt, den Laptop aus seiner Hand zu reißen. Wir kämpften wie zwei Tiger und unser Schreien hätte doch längst die ganze Nachbarschaft aufschrecken müssen. Ich zerrte und zerrte mit aller Kraft. Es gelang mir. Ich hatte den Computer gesichert. Noch ehe ich das Teil unter meinem T-Shirt verstecken konnte, rannte er davon. Er rannte und rannte. Immer weiter in die Dunkelheit hinein, bis ich ihn nicht mehr fand.

Betrübt lief ich nach Hause. Ich brachte meine letzte Kraft auf, um die Kinder ins Bett zu bringen. Dann saß ich den ganzen Abend heulend vor dem Sofa. Am Boden kniend, ungläubig auf den Bildschirm starrend, während meine Tränen-verquollenen Augen lasen, auf welchen kinderpornografischen Plattformen sich mein Mann... nein... der Papa meiner... nein... ich meine, der Papa unserer Kinder herumtrieb.



Er gab sich dort als 11-jähriges Mädchen aus und chattede mit älteren Männern. Die Fotos, die er für seinen Account verwendete, entnahm er unserem Familienalbum. Mein Herz pochte wie wild und ich schrie, während ich all das las. Schrie und kotzte. Biss mich mit allen Zähnen in die Hände und boxte mir währenddessen mehrmals in den Bauch.

Mit meinem Handy fotografierte ich alles, was ich fand. Und hielt es am nächsten Morgen zitternd in den Händen, als ich mich verzweifelt und hilfesuchend an einen großen braunen Tisch im Jugendamt unserer Stadt

setzte. Ich stotterte und weinte. Vor mir saß eine circa vierzigjährige Frau mit langen, braunen Haaren, die mich ungläubig und ja, fast schon boshaft ansah. „Sind Sie sicher, Frau Liesch, dass Sie das jetzt hier anzeigen wollen?“ Ich hielt inne.

„Sie haben eine Behinderung, oder? Alleine können Sie die Kinder nicht versorgen. Außerdem machen Sie sich strafbar, wenn Sie ihren Mann der falschen Wahrheit bezichtigen.“ Seit meiner Kindheit war ich es gewohnt, dass mir nicht geglaubt wurde. Wenn ich etwas beschrieb, das sich andere nicht vorstellen konnten oder wollten, dann wurde ich der Lüge bezichtigt. Oder einer fehlerhaften, autistischen Wahrnehmung. Und am Ende zweifelte ich oft an mir selbst. Doch dieses Mal hatte ich Beweise.

Ich scrollte wild im Handy herum. „Hier! Untersuchen Sie das. Was soll ich jetzt machen? Ich will von diesem Mann weg, ich brauche Hilfe mit den Kindern“, stammelte ich vor mich hin, während ich die Dinge, wie sie waren, vor ihren Augen präsentierte.

Achselzuckend und unsicher lächelnd sagte sie schließlich: „Ja gut, das kann vorkommen. Aber das hat ja noch gar nichts zu sagen... und Frau Liesch, ich meine es nur gut...“, sie sah mir tief in die Augen, „passen Sie gut auf, was Sie sagen.“

Verdutzt, verstummt, ungläubig und Kopf schüttelnd stand ich auf. Rannte den langen, weiß getünchten, kahlen Flur zur Tür hinaus und wischte mir dabei immer wieder die Tränen aus dem Gesicht. Ich konnte nicht glauben, was hier gerade passiert war. „Wie kann die nur? Ich meine, was ist hier los?“

Am Ende des Tages nahm ich unsere Kinder, packte alle Klamotten zusammen, die ich in den Schränken fand, und fuhr mit dem Auto die 400 Kilometer von Berlin nach Kiel - zu meinem Bruder. Ich konnte nicht schweigen. Und so tun, als wäre alles nur ein großes Missverständnis. Und nein, ich wollte es auch nicht. Ich wollte nicht mehr nach Hause zurück. Nicht mehr zu diesem Mann. Der vielleicht sogar unsere Tochter... „Nein, nein, nein! Das kann einfach nicht sein!“, schrie es in mir.

Irgendwann nachts klingelte es an der Tür. „Das ist bestimmt die Polizei, die werden mich jetzt zu all dem befragen“, dachte ich. Aber es war mein Mann. „Was??!! Wie ist er hierhergekommen? Oh mein Gott!“ Er stand völlig betrunken im Türrahmen und wollte, dass ich aus der Wohnung meines Bruders herauskomme. Mein Bruder hörte uns reden, packte ihn fest am Arm und brachte ihn aus dem Haus. Er setzte sich mit ihm ins Auto und dann fuhren die beiden etwa eine Stunde durch Kiel. Als mein Bruder endlich zurück in die Wohnung kam, sagte er zu mir: „Das geht nicht, Svenja! Wenn du ihn nicht anzeigen, werde ich es tun! Er hat mir gerade im Auto erzählt, dass die Kinder vor ihm nicht sicher seien, und es passieren könnte, dass er sie anfasst.“

Endlich glaubte mir jemand. Ich fühlte, wie sich das unsichtbare Pflaster auf meinem Mund zu lösen begann.

Wie mein verkramptes Gesicht etwas lockerer wurde. Aber gleichzeitig zogen sich die Muskeln in meinem

